

Lew Kopelew: Der halbvergessene Unvergessliche

Eine „Jahrhundertbiographie“ hat der Bremer Osteuropa-Historiker Wolfgang Eichwede das Leben des Lew Sinowjewitsch Kopelew bei dessen Tod im Jahr 1997 genannt. Und in der von Eichwede begründeten „Forschungsstelle Osteuropa“ ist auch der größte Teil der Lebenszeugnisse Kopelews verwahrt. Aus ihnen vor allem hat Reinhard Meier, ein ehemaliger Moskau-Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“, für seinen materialreichen biographischen Abriss „Lew Kopelew – Humanist und Weltbürger“ geschöpft, der 2017 erschienen ist.

Alle diese Nobilitierungen stimmen – und stimmen auch nicht so ganz. Kopelew, in dessen Bannkreis Meier in seiner Moskauer Zeit geraten war, war eine zutiefst widersprüchliche Figur. Seine leidenschaftlichen politischen Parteinahmen und literarischen Urteile wie seine persönlichen Zuwendungen oder Abwendungen waren keineswegs immer auf einen schlüssigen Nenner zu bringen; aber diese lebenslangen, manchmal qualvollen Selbstrevisionen hatten einen geistigen und moralischen Motivkern, der so authentisch und integer wie nur möglich war.

„Seine wirksamste Botschaft war er selbst“, hat Christa Wolf an seinem Grab 1997 gesagt. Sie wusste, wovon sie sprach: Kopelew hatte sie und ihren Mann – mit denen er seit den 1960er Jahren befreundet gewesen war – mit Ingrim gegen Kritiken verteidigt, die ihnen ihre unklare Halbloyalität gegenüber dem DDR-Regime vorhielten. Aber zu diesen Kritikern konnten dann eben auch andere Freunde wie etwa Wolf Biermann gehören, mit dem sich Kopelew entsprechend erbittert und öffentlich stritt.

Kopelew war tatsächlich ein Genie der Freundschaften – er weckte tiefe Sympathien und konnte sie mit eigener, tiefer Sympathie erwidern, was naturgemäß Konflikte und Enttäuschungen einschloss. Keiner hat seine Wirkung so plastisch beschrieben wie Heinrich Böll: „„Es war Freundschaft auf den ersten Blick, als wir uns in Moskau vor fast zwanzig Jahren zum ersten Mal begegneten, es war eine Freundschaft, die mehr hielt, als sie versprach ... Da gab es gewisse äußere Ähnlichkeiten: Gleichgültigkeit gegenüber Kleidung, beide nie so richtig angeschirrt, schon gar nicht adrett, beide nie so recht diszipliniert und auch nicht so recht disziplinierbar; doch da war weitaus mehr, das uns verband, und ich weiß bis heute nicht so recht, worin es besteht; es hat einer wohl doch Brüder, die nicht durch die Biologie als solche bestimmt sind und die auch nicht unter das Schlagwort Brüderlichkeit fallen.“

Warum sollte das heute noch interessieren? Nicht nur, weil Kopelews Freundschaftsnetzwerk in seiner Moskauer wie in seiner Kölner Zeit, sekundiert und manchmal korrigiert von seiner Frau Raissa Orlowa, so viele bedeutende und interessante Personen umfasste, mit denen er auch intensive Briefbeziehungen unterhielt. Sondern dieses Netzwerk war ein wichtiges Medium der Kommunikation in einer Zeit, in der innerhalb der Sowjetunion wie zwischen den verfeindeten Weltlagern ein unzensurierter und freier Verkehr kaum möglich war. Wenn es nicht zu verquer klingt, möchte man diese Rolle mit der Rahel Varnhagens hundert Jahre früher vergleichen, nur dass der „Salon“ Kopelews, sehr zeitgemäß, seine Moskauer Küche und Wohnung war, und nach ihrer unfreiwilligen Exilierung 1983 über 15 Jahren hinweg noch einmal die Kölner Küche und Wohnung, in denen sich Besucher und Freunde manchmal die Klinke in die Hand gaben.

Der existenzielle Zug, den diese Verbindungen und Freundschaften vielfach hatten, lag nicht nur in den engeren Zeitumständen, sondern griff tiefer. Mit Böll war es eine Konfrontation von Erfahrungen, die in die Weltkriegszeit zurückreichten, als Böll als Wehrmachtssoldat beim „Russlandfeldzug“ dabei war, Erfahrungen, die er auch in Erzählungen verarbeitet hatte, während Kopelew als Propaganda-Offizier der Roten Armee, als Kommunist, aber eben auch in deutscher Sprache und Kultur Bewandertes dafür zuständig war, die Moral der Invasoren mit Flugblättern und Lautsprecheragitatorien zu erschüttern und Gefangene (darunter hohe Offiziere) zu verhören.

Im Frühjahr 1945 war er in Ostpreußen wegen seines Einschreitens gegen Plünderer und Vergewaltiger in den eigenen Reihen und angeblicher Milde gegenüber den „Fritzen“ verhaftet worden, obwohl er ganz und gar als Offizier gehandelt hatte, der um die Disziplin seiner Soldaten besorgt war – allerdings auch als Kommunist, für den Deutschland das Mutterland des Marxismus und einer klassischen Bildung gewesen war. In den Denunziationen seiner Kollegen spielte untergründig bereits Kopelews jüdische Herkunft eine Rolle, die ihn für den zunehmend großrussisch kodierten „Sowjetpatriotismus“ der stalinistischen Politruks verdächtig machte.

In einem Sonderlager für als Spezialisten eingesetzte Gefangene (einer sog. „Scharaschka“) hatte Kopelew den ebenfalls in Ostpreußen als jungen Offizier wegen kritischer Äußerungen gegen die politisch-militärische Führung verhafteten Alexander Solschenizyn kennengelernt und mit ihm eine Freundschaft geschlossen, die sich in unzähligen, oft kontroversen Grundsatzdebatten über alle Fragen von Gesellschaft

und Glaube, Leben und Tod bewährt hatte. In der Gestalt des „Rubin“ hat dieser im Roman „Der erste Kreis“ seinem einstigen Scharaschka-Gefährten ein literarisches Denkmal gesetzt, so wie sich selbst in der Gestalt des Leutnants Nershin, der zum alten orthodoxen Glauben zurückfand, während sein Freund und Widerpart Rubin hartnäckig an seinem kommunistischen Credo festhielt. Dass dies auch eine russisch-jüdische Auseinandersetzung war, signalisierten schon die Namen der beiden Protagonisten. Es war Kopelew, der sich lange weigerte, es so zu sehen, weil für ihn selbst sein Judentum keine Rolle spielte, und weil er seinem alten Haftgefährten die Treue hielt, auch als dieser vor und nach seiner Ausweisung 1974 aus der Sowjetunion sich kaum noch daran erinnern wollte, dass er die Anfänge seines literarischen Ruhms in den früher 1960er Jahren nicht zuletzt Kopelew und Orlowa verdankte, die seine ersten Manuskripte in den Literaturbetrieb eingespeist hatten.

Diese lange, in wachsenden Auseinandersetzungen und qualvollen Zerwürfnissen endende Beziehung mit Solschenizyn ist eine der Achsen des Buches von Reinhard Meier, zu dem er viele, auch unbekannte Dokumente (Briefe und Berichte) beiträgt. Insgesamt kann seine Darstellung aus den dramatisch bewegten und eindringlich selbstreflexiven Erinnerungen Kopelews schöpfen, vor allem seiner autobiographischen Trilogie („Lehrjahre eines Kommunisten“, „Aufbewahren für alle Zeit“ und „Tröste meine Trauer“), deren literarischen und zeithistorischen Rang man kaum überbewerten kann. Wie Raissa Orlowas „Wir lebten in Moskau“, die das Milieu der halboffiziellen oder dissidenten Öffentlichkeit der 1960/70er Jahre lebhaft schilderte, wurden Kopelews Bücher in der Bundesrepublik der 1980/90er Jahre zu großen Best- und Longsellern. Zu verdanken war das – wie die prominente Rolle überhaupt, die Kopelew mit seiner von Ferne an Tolstoi gemahnenden, hünenhaften, Weisheit ausstrahlenden Figur in der deutschen Öffentlichkeit einnahm – seinem großen Freundschaftsnetz, das neben Schriftstellern einflussreiche Journalisten wie Gräfin Dönhoff, Fritz Pleitgen, Klaus Bednarz, Gerd Ruge umfasste.

Dass Reinhard Meiers Buch von Kopelews ausstrahlender Persönlichkeit nur ein verhaltenes, ganz von den Quellen lebendes Bild zeichnet, kann man ihm nur teilweise vorwerfen. Eher vielleicht hätte es sich gelohnt, der Frage weiter nachzugehen, wie die prominente Rolle sich erklärt, die der Mann (recht spät in seinem Leben und für ihn selbst durchaus unerwartet) in der deutschen Öffentlichkeit eingenommen hat, mehr als woanders in der Welt oder auch als daheim, wo er heute fast vergessen ist. Das hatte natürlich ebenso viel mit den Nachkriegsdeutschen selbst zu tun als mit

ihm als Person – eine Grundüberlegung, die auch meiner Mitwirkung an seinem späten Großprojekt der „West-östlichen Spiegelungen“ zugrunde lag, das über die Jahrhundert hinweg die Russlandbilder der Deutschen und vice versa erkundet hat und für die kultur- und geistesgeschichtliche Forschung ein enormes Material zur Verfügung gestellt hat. Diesen Fragen sind wir in einem lange, explorierenden Gespräch nachgegangen, das als Einleitung zu unserem gemeinsam herausgegebenen Band „Deutschland und die russische Revolution 1917-1912“ gedient hat – dessen Erscheinen im Frühjahr 1998 Kopelew leider nicht mehr erlebt hat.

GERD KOENEN